

p

Psychotherapiewissenschaft  
in Forschung, Profession und Kultur

Band 20

Susanne Rabenstein

# Individualpsychologie und Neurowissenschaften

Zur neurobiologischen Fundierung  
der Theorien Alfred Adlers



WAXMANN

# Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur

Schriftenreihe der  
Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien

Herausgegeben von Bernd Rieken

Band 20

Die Sigmund-Freud-Privatuniversität in Wien ist die erste akademische Lehrstätte, an der die Ausbildung zum Psychotherapeuten integraler Bestandteil eines eigenen wissenschaftlichen Studiums ist. Durch das Studium der Psychotherapiewissenschaft (PTW) wird dem Umstand Rechnung getragen, dass Psychotherapie eine hoch professionelle Tätigkeit ist, die – wie andere hoch professionelle Tätigkeiten auch – neben einer praktischen Ausbildung eines eigenen akademischen Studiums bedarf. Das hat zur Konsequenz, dass die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihr nicht mehr ausschließlich den Nachbardisziplinen Psychiatrie und Klinische Psychologie mit ihrer nomologischen Orientierung obliegt, sodass die PTW als eigene Disziplin an Konturen gewinnen kann.

Vor diesem Hintergrund wird die Titelwahl der wissenschaftlichen Reihe transparent: Es soll nicht nur die Kluft, welche zwischen Psychotherapieforschung und Profession besteht, verringert, sondern auch berücksichtigt werden, dass man der Komplexität des Gegenstands am ehesten dann gerecht wird, wenn neben den üblichen Zugängen der Human- und Naturwissenschaften auch Methoden und/oder Fragestellungen aus dem Bereich der Kultur-, Sozial- und Geisteswissenschaften Berücksichtigung finden.

Susanne Rabenstein

# Individualpsychologie und Neurowissenschaften

Zur neurobiologischen Fundierung  
der Theorien Alfred Adlers



Waxmann 2017  
Münster • New York

Diese Arbeit wurde 2016 von der Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien im Fach Psychotherapiewissenschaft als Dissertation angenommen.

#### **Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

**Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, Band 20**  
ISSN 2192-2233

Print-ISBN 978-3-8309-3621-3

E-Book-ISBN 978-3-8309-8621-8

© Waxmann Verlag GmbH, 2017

[www.waxmann.com](http://www.waxmann.com)

[info@waxmann.com](mailto:info@waxmann.com)

Umschlaggestaltung: Anne Breitenbach, Münster

Umschlagfoto: © Lightspring – Shutterstock.com

Druck: CPI Books, Leck

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier, säurefrei gemäß ISO 9706



Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

## **Abstract**

In the presented work the conclusions neuroscientists draw from their findings are compared with Alfred Adler's theories in a hermeneutic approach. In the course of this analysis links arising from the concepts of Individual Psychology to recent findings of neurobiology are described, addressing key concepts of Alfred Adler as social interest, including references to attachment theory and striving for equality, the concept of aggression and the aggressive instinct, lifestyle or life movement, involving the various aspects coming along with it, like the apperception, the unconscious, the intentionality and the fictionality. These issues are also associated with chaos theory and synergetics. Finally, organ inferiority and organ dialect are examined in relation to a neuroscientific view on psychosomatics and in relation to psychoneuroimmunology. From these findings implications on psychotherapeutic practice and psychotherapy training are drawn.

Key words: Alfred Adler, aggression, aggressive instinct, apperception, attachment, chaos theory, fictionality, striving for equality, Individual Psychology, intentionality, life movement, lifestyle, neuroscience, organ dialect, organ inferiority, psychoneuroimmunology, psychosomatics, social interest, synergetics, the unconscious

## **Kurzzusammenfassung**

In der vorliegenden Arbeit werden hermeneutisch die Schlussfolgerungen, welche die NeurowissenschaftlerInnen aus ihren Befunden ziehen, mit Alfred Adlers Theorien verglichen. Es wird untersucht, welche Berührungspunkte sich zwischen den Konzepten der Individualpsychologie und den aktuellen Erkenntnissen der Neurobiologie ergeben. Die zentralen Konzepte Adlers, die zur Analyse herangezogen werden, sind das Gemeinschaftsgefühl, inklusive der Bezüge zur Bindungstheorie und zum Gleichwertigkeitsstreben, das Konzept der Aggression bzw. des Aggressionstriebes, des Lebensstils bzw. der Lebensbewegung, mit den damit verbundenen Aspekten wie der Apperzeption, des Unbewussten, der Intentionalität und der Fiktionalität. Hier werden auch Zusammenhänge zur Chaostheorie und Synergetik hergestellt. Schließlich werden die Organminderwertigkeit und der Organdialekt im Verhältnis zu einer neurowissenschaftlichen Sichtweise der Psychosomatik und im Verhältnis zur Psychoneuroimmunologie untersucht. Nach der neurowissenschaftlichen Analyse der Adler'schen Theorien werden aus den Erkenntnissen Schlussfolgerungen für die therapeutische Praxis und für die Ausbildung gezogen.

Schlüsselwörter: Adler, Aggression, Aggressionstrieb, Apperzeption, Bindung, Chaostheorie, Fiktionalität, Gemeinschaftsgefühl, Gleichwertigkeitsstreben, Individualpsychologie, Intentionalität, Lebensbewegung, Lebensstil, Neurowissenschaften, Organdialekt, Organminderwertigkeit, Psychoneuroimmunologie, Psychosomatik, Synergetik, Unbewusstes



# INHALT

1	Einleitung.....	9
1.1	Theoretische Bezüge.....	9
1.2	Forschungsstand.....	10
1.3	Fragestellung und Ziele .....	12
1.4	Methodisches Vorgehen .....	14
2	Die Menschenbilder.....	16
2.1	Das Menschenbild der Neurowissenschaften.....	16
2.2	Das Menschenbild Alfred Adlers .....	23
3	Das Gemeinschaftsgefühl im Spiegel der Neurowissenschaften.....	27
3.1	Eine angeborene Möglichkeit.....	27
3.1.1	Die Motivationssysteme .....	29
3.1.2	Das System der Spiegelneurone.....	35
3.1.3	„embodied practice“ und Intersubjektivität.....	39
3.2	Gemeinschaftsgefühl, Bindung und Neurobiologie.....	45
3.2.1	Physiologische Grundlagen der Bindung.....	50
3.2.2	Bindung und Genetik.....	53
3.2.3	Neuronale Entwicklung .....	54
3.2.4	Das „Bindungshormon“ Oxytozin.....	57
3.2.5	Ergänzende bedeutsame Phänomene.....	61
3.3	Gleichwertigkeitsstreben.....	64
4	Die Rolle der Aggression.....	67
4.1	Überblick: Definitionen und Aggressionstheorien .....	67
4.1.1	Entwicklungspsychologische Aspekte der Aggression.....	68
4.2	Die Neurobiologie der Aggression .....	76
4.2.1	Die Motivationssysteme .....	76
4.2.2	Schmerz und Aggression .....	79
4.2.3	Aggression im menschlichen Gehirn.....	82
4.2.4	Serotonin und Aggression.....	85
4.2.5	Bindung und Aggression .....	87
4.2.6	Was vom Aggressionstrieb bleibt.....	90
5	Der Lebensstil .....	103
5.1	Entstehung und Ursprung des Lebensstils .....	105
5.1.1	Neurobiologische Grundlagen.....	105
5.1.2	Das grundlegende Konzept: Einheit und Ganzheit.....	109
5.2	Adlers Bewegungsgesetz und das „therapeutische Chaos“ .....	113
5.2.1	Das Apperzeptionsschema – ein „affektiv-kognitives Bezugssystem“ .....	113
5.2.2	Freiheit und Gebundenheit: Das „deterministische Chaos“ der Individualpsychologie .....	119
5.2.3	Das Ganze und seine Teile – eine „fraktale Gestalt“ .....	125
5.2.4	Durch die „Mitbewegung“ zum „Ordnungsübergang“ .....	130
5.2.5	Der neurowissenschaftliche Hintergrund des „Chaos“ .....	134

5.3	Das Verhältnis von Subjekt(-ivität) und Gehirn .....	137
5.3.1	Das verkörperte Subjekt.....	137
5.3.2	Wahrnehmung, Gedächtnis und Emotion .....	146
5.3.3	Zeiterleben und Ichgestaltung .....	159
5.3.4	Fiktionalismus und Neurobiologie .....	162
5.3.5	Das Unbewusste des Lebensstils.....	166
6	Organdialekt und Organminderwertigkeit .....	174
6.1	Organdialekt – ein psychosomatischer Abwehrmechanismus.....	174
6.2	Organminderwertigkeit – eine psychosomatische Kompensation .....	180
6.2.1	Die neurophysiologische Transformation psychischer Spannung .....	185
6.2.2	Psychosomatik und Kleinkindforschung.....	192
6.2.3	Psychoneuroimmunologie.....	196
7	Ergebnisse.....	206
7.1	Kritik und Schlussfolgerungen.....	206
7.2	Zusammenfassung .....	218
8	Abbildungsverzeichnis .....	234
9	Literatur .....	235



# 1 Einleitung

„Die Trennung von Wissenschaftsbereichen hat zur Folge, daß das Denken aus der Homöostase fällt“  
(Ulrich Kropiunigg, *Psyche und Immunsystem*, 1990, S. 237)

## 1.1 Theoretische Bezüge

Zu Beginn meiner Ausbildung zur Psychotherapeutin der Fachrichtung Individualpsychologie – im Rahmen der Studienaufnahme an der Sigmund-Freud-Privatuniversität – bin ich bereits beim Besuch des ersten fachspezifischen Seminars neurowissenschaftlichen Erkenntnissen begegnet, die es nahe legen, eine Verbindung zu zentralen Konzepten Alfred Adlers herzustellen. Diese hatte der Gründer unserer therapeutischen Schule zu einem guten Teil 100 Jahre vorher formuliert. Davon wurde mein Forschungsinteresse geweckt, und ich begab mich auf eine wissenschaftliche Spurensuche, um zunächst einen allgemeinen Überblick zu gewinnen, den ich im Folgenden kurz zusammenfasse.

Die Hirnforschung reicht bis in die Antike und noch weiter zurück und kann somit auf eine lange Geschichte und Tradition verweisen. Der Begriff der Neurowissenschaften, wie wir ihn heute kennen, ist vor allem mit den kognitiven Neurowissenschaften verbunden und beschäftigt sich im Wesentlichen damit, mentale Prozesse sowie das menschliche Bewusstsein zu erklären. Sie haben im letzten Jahrhundert seit den 90er Jahren auffallend rasch geboomt, erkennbar an den inzwischen zahlreichen populärwissenschaftlichen Publikationen, und rückten seit Anfang des 21. Jahrhunderts immer mehr als Leitwissenschaft in den Vordergrund, indem sie Einfluss auf viele andere Wissenschaftsdisziplinen genommen haben und nehmen.<sup>1</sup> In diesem Sinn haben die Neurowissenschaften längst auch Eingang in die Psychotherapie(-wissenschaft) gefunden, selbst wenn diese Annäherung der Überwindung einiger Hürden bedarf, an der sich auch schon eine nennenswerte Zahl an WissenschaftlerInnen – zum Teil sehr erfolgreich – versucht hat. In diesem Kontext werfen die Neurowissenschaften ein neues Licht auf die psychotherapeutische Theorie und Praxis, wenn man bedenkt, dass allen psychischen Regungen neurophysiologische Entsprechungen zugrunde liegen und die psychotherapeutische Tätigkeit somit mit einem Einwirken auf die Hirnstrukturen einhergeht, indem die Therapie auch dort funktionelle Veränderungen hervorruft. Diese Tatsache ist noch nicht lange eine Selbstverständlichkeit:

---

1 Zur Kritik der Neurowissenschaften siehe insbesondere Kapitel 2 und 7.

„Psychotherapie wirkt auch auf biologische Weise, genauso wie die Pharmakotherapie – sie verändert das Gehirn! Damit wird ein Dogma umgestoßen. Noch bis vor wenigen Jahren galt nämlich die Meinung, Psychotherapie könne das Gehirn nicht auf physiologische Weise beeinflussen oder gar umstrukturieren, zumal die hochkomplexen neuronalen Verbindungen schon in der frühen Kindheit ein für allemal festgelegt seien“ (Rüegg, 2007, S. 137).

Daraus ergibt sich zum einen für uns TherapeutInnen eine neue Verantwortlichkeit. Diese spezielle Verantwortung steigt mit dem Zuwachs des Wissens über konkrete neurobiologische Konsequenzen des therapeutischen Handelns. Zudem kann ein Dialog der beiden Disziplinen – Psychotherapiewissenschaft und Neurowissenschaft – gegenseitig befruchtend sein.

## 1.2 Forschungsstand

In Bezug auf die Psychoanalyse ist dieser Austausch bereits rege vorangetrieben worden, bis hin zur Entwicklung einer eigenen „Neuro-Psychoanalyse“ – von einem der Väter der besagten wissenschaftlichen Synthese – Mark Solms (Kaplan-Solms & Solms, 2003). Maßgebliche Impulse kamen auf diesem Feld ferner von dem Nobelpreisträger Eric R. Kandel, der zunächst über die Gedächtnisforschung die Funktionsweise des Gehirns untersucht hat (z.B. Kandel, 2006a, 2006b). Dem folgend spannte auch er den Bogen zu der Idee, dass die Psychoanalyse auf eben diese Funktionsweise Einfluss nehmen kann und dass das Verständnis der biologischen Prozesse zu einem erweiterten oder veränderten Verständnis der psychischen Störungen führt.

In Europa und speziell im deutschsprachigen Raum findet eine intensive Debatte um die Neurowissenschaften statt, wie an der umfangreichen Publikationstätigkeit ersichtlich ist – exemplarisch seien angeführt: Andreas Bartels, Joachim Bauer, Anna Buchheim, Antonio R. Damasio, Thomas Fuchs, Vittorio Gallese, Gerald Hüther, Marianne Leuzinger-Bohleber, Giacomo Rizzolatti, Gerhard Roth, Günter Schiepek, Christian Schubert, Wolf Singer, Manfred Spitzer u. a. Nicht alle Beteiligten hinterlassen einen für die Psychotherapiewissenschaft befriedigenden Eindruck, wenn man die Beiträge aus der Perspektive des Bemühens um den viel zitierten Brückenschlag sieht. Dieses Bild bestätigte sich mir, als ich 2009 und 2013 in Salzburg an dem Kongress „Neurobiologie der Psychotherapie“ teilnahm und schlussendlich mit zwar sehr interessanten Vorträgen und Workshops konfrontiert war, die sich aber fast ausschließlich an MedizinerInnen richteten bzw. sehr naturwissenschaftlich geprägt waren. Psychologische Konstrukte wurden unter einem „neuronalen Filter“ – „naturalisiert“ – betrachtet, aber ohne einen Kontakt zum humanwissenschaftlichen Zugang zu suchen. Die Vorträge befassten sich mit Themen wie „Konnektivität und Netzwerke als Basis physiologischer und pathologischer Gehirnfunktion“ oder „Neurobiologische Korrelate der Suizidalität“. Das zeigt, dass sich der (inter-)disziplinäre Annäherungsversuch mehr oder weniger in der Berührung der Neurowissenschaften mit neurologischen Erkrankungen bzw. hirnphysiologischen Korrelaten erschöpfte, noch vor dem großen Schritt hin zur Psychotherapie. Sich-

tet man die Literatur, erhält man einen ähnlichen Eindruck. Zwar werden sogar zahlreiche Zusammenhänge zwischen Psychotherapie(-wissenschaft) und Neurowissenschaften hergestellt. Aber dort, wo die Verbindungslinien gezogen werden, scheint es sich oft weniger um das Bestreben nach einer gegenseitigen wissenschaftlichen Verständigung zu handeln, als vielmehr um den (Macht-)Anspruch einiger NeurowissenschaftlerInnen, die Psychotherapie aus einem naturalisierenden Blickwinkel zu beurteilen und ihr den naturwissenschaftlichen Standpunkt aufzuoktroieren, entgegen eines Gleichwertigkeitsempfindens unter den Wissenschaften.

Daraus könnte man schließen, dass das Vorhaben mit der Psychotherapie auf Tuchfühlung zu gehen, noch mit einiger Angst verbunden ist und somit trotz proklamierten Näherkommens in der praktischen Umsetzung abgewehrt wird. Ein Grund dafür könnte sein, dass den Neurowissenschaften ein völlig anderes Menschenbild als den Humanwissenschaften zugrunde liegt (siehe Kapitel 2), was gleichermaßen eine ganz andere Herangehensweise an die Untersuchung des Individuums nach sich zieht. Die Humanwissenschaften bewegen sich auf einem (Forschungs-)Terrain, auf welchem sie auch Phänomene und Zusammenhänge analysieren, die empirisch nicht ohne weiteres nachprüfbar sind und somit nicht den Anforderungen der Naturwissenschaften entsprechen. Die Neurowissenschaften erforschen genauso menschliche Phänomene, wie zum Beispiel Emotionen. Sie orientieren sich in diesem Rahmen aber ausschließlich an dem, was sie im Gehirn mittels bildgebender Verfahren sichtbar machen und somit wiederholen, demgemäß (quantitativ) messen können. Das dabei entstehende Defizit – beispielsweise die fehlende Messbarkeit von Subjektivität – wird im wissenschaftlichen Selbstverständnis zu einem guten Teil schlichtweg ignoriert. Qualitative Forschungsansätze, wie sie in der Psychotherapiewissenschaft auch angewendet werden, werden von den Naturwissenschaften weitgehend ausgeklammert, ganz zu schweigen von Einzelfallstudien. Hinzu kommt, dass die Neurowissenschaften ein potenzieller Dialog mit den Humanwissenschaften möglicherweise verunsichert, weil im heutigen wissenschaftlichen Mainstream die Naturwissenschaften – und aktuell im Besonderen die Neurowissenschaften – für sich beanspruchen, den Menschen hinreichend zu erklären, sodass der Eindruck entsteht, dass für „weichere“<sup>2</sup> Zugänge wie die Psychotherapiewissenschaft kein Platz sei. Außerdem scheinen die Neurowissenschaften eine „harte“<sup>3</sup> Männer-Wissenschaft“ zu sein, und Wissenschaften dieser Art werden von den MachthaberInnen in der Gesellschaft, zum Beispiel von PolitikerInnen, am ehesten gehört. Darüber hinaus geht es immer auch um die Vergabe von Forschungsgeldern, die ebenfalls – mit dem Versprechen einer konkreten Messbarkeit – leichter gewonnen werden können.

---

2 „Weich“ bedeutet hier, dass sich solche wissenschaftliche Ansätze überwiegend der Methode der Interpretation bedienen.

3 „Hart“ meint in diesem Zusammenhang die Anforderung, dass der Untersuchungsgegenstand messbar sein muss.

Definitiv kann festgehalten werden, dass die vorhandene Beziehungsaufnahme zwischen Neuro- und Psychotherapiewissenschaften bisher fast ausschließlich oder zumindest überwiegend über die Psychoanalyse stattgefunden hat. Natürlich gibt es auch Versuche anderer Richtungen – wenn auch im kleineren Rahmen –, eine Auseinandersetzung zwischen ihrer therapeutischen Schule und den Neurowissenschaften zu suchen. Einen bekannt gewordenen Versuch dieser Art stellte Klaus Grawe an, nachzulesen in seinem Buch „Neuropsychotherapie“ (Grawe, 2004). Er zieht zwar Schlussfolgerungen für die Psychotherapie allgemein; diese erscheinen aber doch unter dem Raster verhaltenstherapeutischer Konzepte. Darüber hinaus konnte zum Beispiel die von dem Rogierianer Michael Lux verfasste Publikation „Der Personenzentrierte Ansatz und die Neurowissenschaften“ gefunden werden (Lux, 2007), wie auch von Reinert Hanswille „Systemische Hirngespinnste“ (Hanswille, 2009). Darauf beschränkt sich die Debatte zwischen Neuro- und Psychotherapiewissenschaften allerdings so ziemlich. Die zögerliche Haltung ist freilich – wie gesagt – aus der großen Diskrepanz zwischen Natur- und Humanwissenschaften heraus zu verstehen.

Wie sieht es nun hinsichtlich der Individualpsychologie aus, inwieweit hat sie sich bereits mit den Neurowissenschaften befasst beziehungsweise Kontakt aufgenommen? Bis auf einzelne Aufsätze in einer Ausgabe der Zeitschrift für Individualpsychologie (ZS f. IP, 2008, 2), einem Beitrag von Rainer Schmidt (2002), den erwähnenswerten Arbeiten von Brigitte Sindelar (z.B. 1983, 2008, 2011a, 2014) und einigen Verweisen in sonstigen Publikationen waren kaum Beiträge zu finden, die sich mit der besagten Thematik beschäftigt hätten.

### **1.3 Fragestellung und Ziele**

In diesem Sinn soll die Dissertation einen Beitrag dazu leisten, die Untersuchung von möglichen Zusammenhängen zwischen Individualpsychologie und Neurowissenschaft voranzutreiben, was als nahezu neu bezeichnet werden kann, jedenfalls in der vorliegenden Ausführlichkeit. Als konkretes Thema wird formuliert: „Individualpsychologie und Neurowissenschaften: Zur neurobiologischen Fundierung der Theorien Alfred Adlers“. Damit ist die Fragestellung verknüpft, inwiefern die bedeutsamsten Konzepte des Gründers der Individualpsychologie in ein Verhältnis zu aktuellen neurowissenschaftlichen Forschungsbefunden gestellt werden können.

Hinzu kommt, wie bereits angedeutet, dass man sich beim Herausarbeiten solcher Konnekte auf ein Terrain zwischen Humanwissenschaften einerseits und Naturwissenschaften andererseits begibt und sich auch dieser Herausforderung stellen muss. Dahinter stehen Wissenschaftsbegriffe und Menschenbilder, die sehr unterschiedlich sind.

Ein Beispiel zur Verdeutlichung: Adler definiert sein Konzept des „Gemeinschaftsgefühls“ als eine angeborene Möglichkeit, die geschult werden muss, besonders durch die primären Beziehungserfahrungen, um sich gut entwickeln zu können. Die Neuwissen-

schaften bestätigen diese Hypothese nach dem heutigen Stand, indem sie dem Menschen die neurobiologische Anlage als Voraussetzung für Beziehungskompetenz attestieren, die eingeübt werden muss – nach dem Motto „use it or lose it“. In diesem vor-dergründig einfach scheinenden Bezug ist der Zusammenhang allerdings noch lange nicht erschöpfend ausgelotet. Weitere Fragen ergeben sich, wie zum Beispiel, was dies für das Menschenbild bedeutet. Sind wir deshalb prinzipiell auf gelingende Beziehungen hin konstruiert, wie es der für seine neurobiologischen Forschungsarbeiten inzwischen bekannt gewordene Joachim Bauer etwa behauptet (Bauer, 2006)? Ist mit der Entdeckung beispielsweise der Spiegelneuronen als neurobiologische Grundlage für Einfühlungsvermögen in der Folge auch die Intersubjektivität enträtselt? Oder allgemeiner: Ist die Psyche durch das Auffinden ihres materiellen – im Sinne von physiologischen – Substrats nun hinreichend erklärt? Hat sie auf dieser Basis noch eine eigene Qualität oder fällt sie mit der morphologischen Substanz nun zusammen?

Es sollen hier keine philosophischen Fragen erläutert werden. Allerdings ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass die Forschungsfelder, die in eine Beziehung zueinander gesetzt werden sollen, eine Differenz aufweisen. Konkret gesagt: in ihren Menschenbildern, in ihrer wissenschaftlichen Theorie und in ihren Sprachen bzw. den Begriffen, mit denen sie arbeiten. Letztere sind sogar oft die Gleichen, aber mit anderen Inhalten befüllt. Beispielsweise meinen die kognitiven Neurowissenschaften mit „Bewusstsein“ das phänomenale Bewusstsein, während die Psychotherapie den Ausdruck mitunter davon verschieden gebraucht und vermutlich auch „in sich“ nicht über alle Ausrichtungen hinweg über ein identes Konstrukt verfügt. Was die Individualpsychologie anbelangt, muss festgehalten werden, dass auch Adlers Begriffe in einem gewissen Sinn seit ihrer Schöpfung vor etwa 100 Jahren einer Wandlung unterlegen sind. Einerseits sind sie in das Allgemeinwissen eingegangen und haben dadurch eine Veränderung ihres Sinngehalts erfahren (zum Beispiel das Wort „Minderwertigkeitskomplex“), weil sie dort anders gebraucht werden als in der Wissenschaft. Gleichzeitig sind auf seine Konzepte inzwischen 100 Jahre Weiterentwicklung in Psychologie und Psychoanalyse gefolgt. Diese Weiterentwicklung wirkt auf die ursprünglichen Konzepte zurück und beeinflusst das heutige Verständnis dieser. Insofern ist ein Bemühen um eine wissenschaftlich differenzierte Darlegung angesagt. In Anlehnung an den Individualpsychologen Peter Gasser-Steiner soll versucht werden, der „historischen Relativität“ Rechnung zu tragen, indem von den Adler'schen Theorien in ihrer Originalität und in ihrem historischen Verständnis ausgegangen wird, diese in der Folge jedoch „transzendierend“ interpretiert werden (vgl. Gasser-Steiner, 2011, S. 63). Das heißt, die individualpsychologischen Theorien können durch die neurowissenschaftlichen Erkenntnisse nicht eine einfache Bestätigung erhalten, was den Anschein erwecken würde, belegen zu wollen, dass Adler alle Erkenntnis schon vorweggenommen hätte. Er hat tatsächlich viel vorweggenommen, wie gezeigt wird. Dabei muss allerdings im Vorfeld betont werden, dass seine Konzepte über eine Bestätigung (dort, wo sie angebracht ist) und vor allem über ihre ursprüngliche Bedeutung hinausreichend, durch den neurobiologischen Rahmen, eine

Ergänzung ihrer Inhalte erfahren, somit durch das Neue modifiziert und „gewachsen“ bzw. selbst weiterentwickelt erscheinen, ohne dass das Alte verloren gehen muss.

Es wird demnach davon ausgegangen, dass sich die unterschiedlichen Wissenschaftsbe-  
reiche trotz der differenten Zugänge und trotz der damit verbundenen Schwierigkeiten  
in mancher Hinsicht in der Betrachtung des Menschen treffen können. Ziel der Arbeit  
ist es, diese Schnittpunkte ausfindig zu machen, und zwar speziell zwischen Adlers  
Sichtweise des Menschen und neurowissenschaftlichen Anschauungen. Das führt zur  
Struktur der Arbeit.

Es liegt nahe, sie mit den verschiedenen Menschenbildern zu beginnen, der neurowis-  
senschaftlichen Sicht des Individuums in Gegenüberstellung zur Adler'schen Auffas-  
sung des Menschen. Im Hauptteil werden sodann die wichtigsten individualpsychologi-  
schen Grundkonzepte herangezogen, um deren Relation zu aktuellen neurowissen-  
schaftlichen Forschungsergebnissen abzuwägen. Begonnen wird mit dem Konzept des  
„Gemeinschaftsgefühls“ (vgl. Rabenstein, 2011). Dazu gehören Bezüge zur Bindungs-  
theorie – speziell unter neurowissenschaftlichen Gesichtspunkten – und zum „Gleich-  
wertigkeitsstreben“. Es folgt das Konzept der „Aggression“ bzw. des „Aggressionstrie-  
bes“, welches zu einer Diskussion über die Haltbarkeit eines Aggressionstriebes ange-  
sichts neurobiologischer Befunde führt (vgl. Rabenstein, 2015). Dem wird eine Analyse  
von Adlers Konzept des „Lebensstils“ bzw. der „Lebensbewegung“ angeschlossen, mit  
den damit einhergehenden Aspekten wie der „tendenziösen Apperzeption“, des Unbe-  
wussten, der „Intentionalität“ und der „Fiktionalität“ bzw. der „Philosophie des Als Ob“  
von Hans Vaihinger (1911), die Adler zur konstruktivistischen Grundlage seiner Neuro-  
senlehre erkoren hat. In diesem Kapitel wird die individualpsychologische Theorie  
außerdem mit der Chaostheorie und Synergetik bzw. Komplexitätswissenschaften abge-  
glichen. Das bietet sich an, weil sich diese Wissenschaften wiederum auf die Neurowis-  
senschaften beziehen. Schließlich werden die Adler'sche „Organminderwertigkeit“ und  
der „Organdialekt“ im Verhältnis zu einer neurowissenschaftlichen Sichtweise der Psy-  
chosomatik und im Verhältnis zur Psychoneuroimmunologie untersucht. Nach der Ana-  
lyse der Adler'schen Konzepte werden die Erkenntnisse der Arbeit zusammengefasst  
und mögliche Schlussfolgerungen für die therapeutische Praxis bzw. für die Ausbildung  
gezogen.

## **1.4 Methodisches Vorgehen**

Die vorausgehende Darstellung impliziert die theoretische Prämisse, dass Human- und  
Naturwissenschaften trotz ihrer unterschiedlichen Wissenschaftsbegriffe in einen Dialog  
treten können und dass sich Verbindungen zwischen Individualpsychologie und Neuro-  
wissenschaft herstellen lassen. Ähnlich wurde dies, wie gesagt, bereits anhand der Psy-  
choanalyse gezeigt.

Es handelt sich um eine theoretische Arbeit, in welcher nach der Methode der Hermeneutik vorgegangen wird. Das heißt, es werden auf der einen Seite die naturwissenschaftlichen (neurowissenschaftlichen) Texte und auf der anderen Seite die humanwissenschaftlichen Texte (Primär- und Sekundärliteratur von und zu Alfred Adler und zur Psychotherapie allgemein) interpretiert. Diese Interpretation bewegt sich aber nicht allein im je eigenen Forschungsfeld, sondern im diskursiven Verhältnis zwischen den zwei Bereichen. Im Rahmen dieses Dialogs der zwei Wissenschaftsgebiete soll nach Anknüpfungspunkten gesucht, aber genauso auf Bruchstellen hingewiesen werden, wenn solche evident werden.

Der Dialog resultiert konkret aus der Selektion zentraler Konzepte der Individualpsychologie und dem aktuellen Forschungsstand der Neurowissenschaften, die – wie erwähnt – analysiert, interpretiert und letztlich integriert werden. Dabei ist nicht die Beurteilung der Ergebnisse der neurobiologischen Forschung, welche ihre Befunde naturgemäß gleichermaßen einer Interpretation unterziehen, Anliegen der Arbeit – und kann es auch nicht sein. Anliegen der Arbeit ist es, zu untersuchen, ob und inwieweit diese neurowissenschaftlichen Ergebnisse Anknüpfungspunkte zu Adlers Theorie zulassen und nahelegen. Während man die unterschiedlichen Terrains miteinander in Beziehung treten lässt, verändern sich die je eigenen Strukturen, indem durch die Verbindung eine neue Struktur und damit ein neues Denken entstehen. Denn stellt man die eigene Wissenschaft in den Rahmen einer anderen, erscheint sie in einem neuen Licht und generiert dadurch einen Erkenntnisgewinn.

## 2 Die Menschenbilder

„Das Gehirn ist kein Wohnort, Sitz, Erzeuger, kein Instrument oder Organ, kein Träger oder Substrat u.s.w. des *Denkens*. Das Denken ist kein Bewohner oder Befehlshaber, keine andere Hälfte oder Seite u.s.w., aber auch kein Produkt, ja, nicht einmal eine physiologische Funktion oder nur ein Zustand überhaupt des *Gehirns*“

(Richard Avenarius, *Der menschliche Weltbegriff*, 1905, S. 76)

### 2.1 Das Menschenbild der Neurowissenschaften

„Wir haben herausgefunden [...], dass sämtliche innerpsychischen Prozesse mit neuronalen Vorgängen in bestimmten Hirnarealen einhergehen – zum Beispiel Imagination, Empathie, das Erleben von Empfindungen und das Treffen von Entscheidungen beziehungsweise die absichtsvolle Planung von Handlungen. [...] Geist und Bewusstsein – wie einzigartig sie auch von uns empfunden werden – fügen sich also in das Naturgeschehen ein und übersteigen es nicht. Und: Geist und Bewusstsein sind nicht vom Himmel gefallen, sondern haben sich in der Evolution der Nervensysteme allmählich herausgebildet. Das ist vielleicht die wichtigste Erkenntnis der modernen Neurowissenschaften“ (Monyer, Rösler, Roth, & al., 2004, S. 33).

Dieses Statement ist ein Resümee von elf führenden NeurowissenschaftlerInnen aus Deutschland, die 2004 in der Zeitschrift „Gehirn & Geist“ unter dem vielsagenden Titel „Das Manifest“ zur Gegenwart und Zukunft der Hirnforschung Stellung bezogen haben. Es zeugt von einem reduktionistischen Verständnis des Menschen in dem Sinn, als dass jedes mentale Geschehen auf neurophysiologische Prozesse zurückgeführt wird. Diese biologischen Vorgänge zu erforschen wird zur zukünftigen Aufgabe der Neurowissenschaften erklärt. Die Möglichkeit eines eigenständigen Bewusstseins oder Geistes wird ausgeklammert. Zudem wird ein enger Zusammenhang zwischen Geist und Gehirn konstatiert, u. a. wenn im „Manifest“ bekräftigt wird: „[S]ie [die neuronalen Netzwerke, S. R.] gehorchen zwar mehr oder weniger einfachen Naturgesetzen, bringen aber auf Grund ihrer Komplexität völlig neue Eigenschaften hervor“ (ebd., S. 33). Es wird proklamiert, dass der Geist eine dieser neuen Eigenschaften ist, dass das Gehirn den Geist auf biologischer Basis produziert.<sup>4</sup>

Das bedeutet gleichzeitig eine Absage an dualistische Theorien, unter der Voraussage der AutorInnen des „Manifests“, dass die Ergebnisse der Hirnforschung eine Verände-

---

4 Zur Analyse des „Manifests“ vgl. Kirschfeld, 2009.



rung des herkömmlichen Menschenbildes bewirken, dass sie es regelrecht „erschüttern“ werden: „Sie werden dualistische Erklärungsmodelle – die Trennung von Körper und Geist – zunehmend verwischen“ (ebd., S. 37). Wenn (Neuro-)WissenschaftlerInnen einen Leib-Seele-Dualismus negieren, beziehen sie sich in der Regel vor allem auf den stärksten, den *Cartesischen Dualismus*. René Descartes unterschied zwischen zwei Entitäten, dem Körper (*res extensa*) und dem Geist (*res cogitans*). Ihre Existenz definierte er als unabhängig voneinander (Descartes, 2009). Der Geist ist in diesem Denkmodell zwar mit dem Körper verbunden, besitzt aber keine materiellen Attribute; er würde demnach nie mit einem neurobiologischen Geschehen im Gehirn zusammenfallen. Der Philosoph Heinz-Dieter Heckmann<sup>5</sup> hält fest, dass die Zurückweisung eines immateriellen Geistes aber nicht bedeutet, dass wir keine geistigen Wesen seien. Denn:

„Hirnforscher neigen dazu, das Vakuum, das durch das Verschwinden der *res cogitans* entsteht, sofort mit dem Objekt ihrer wissenschaftlichen Studien zu füllen, sie reden gerne davon, dass es *Gehirne* sind, die Entscheidungen treffen, Erkenntnisse gewinnen usw.“ (Heckmann, 2008, S. 50).

So füllt zum Beispiel auch Wolf Singer das entstandene Vakuum mit dem „Gehirn als Subjekt“: „Aber das reife Gehirn entscheidet mit, welche Informationen es zu seiner Entwicklung heranzieht“ (Singer, 2004a, DVD). Er spricht von einem personifizierten Gehirn, wenn er ein sich in der Entwicklung befindendes Kleinkind beschreibt, das intuitiv jene Reize sucht, die es im jeweiligen Reifungsprozess benötigt. Fuchs betont, dass es dabei um *Lebensvollzüge* von Menschen geht und nicht um Handlungen des Gehirns (Fuchs, 2008, S. 354). In diesen Tenor stimmt auch Heckmann ein: „Das Gehirn ist aber kein Erkenntnisobjekt, es ist das *Organ* der Erkenntnis“ (Heckmann, 2008, S. 50).

Hier scheinen NeurowissenschaftlerInnen in eine Homunkulusfalle<sup>6</sup> zu tappen (ebd.), obwohl sie selbst davor warnen, einen „Beobachter“ im Gehirn vorauszusetzen, bei dem alle eintreffenden Signale zusammenlaufen, und der diese dann zu Bewusstsein verarbeitet. Wolf Singer beispielsweise verneint dezidiert die Frage, ob es im Gehirn eine Kontrollinstanz gibt, was auch wissenschaftlich belegt ist:

„Das von unserer Intuition postulierte cartesianische Konvergenzzentrum gibt es nicht. Es gibt keinen Ort, wo alles zusammenläuft und interpretiert wird, wo entschieden und geplant wird, wo der Homunculus zu finden wäre, der ‚Ich‘ sagt. Vielmehr finden wir eine Fülle verschiedener Areale, die alle nur bestimmte Teilfunktionen erfüllen und aufs Engs-

---

5 Der deutsche Philosoph Heinz-Dieter Heckmann steht in seinen Arbeiten reduktionistischen Erklärungsmodellen kritisch gegenüber. Dennoch spricht er sich nicht für einen Dualismus aus.

6 Manche Erklärungsmodelle zur Funktionsweise des Gehirns implizieren ein Zentrum, das alle Impulse sammelt und auswertet, als würde – bildlich gesprochen – ein kleines Wesen im Kopf sitzen und dies bewerkstelligen. Diese Theorien gehen auf René Descartes zurück, der in der Zirbeldrüse dieses Zentrum vermutete. Tatsächlich sind beispielsweise allein in Bezug auf das Sehen über 30 Areale der Großhirnrinde beteiligt (Singer, 2002, S. 148).

te miteinander vernetzt sind. Aus dem Zusammenspiel aller dieser verteilten Prozesse entstehen dann auf geheimnisvolle Art kohärente Wahrnehmungen, koordiniertes Verhalten, und letztlich auch Bewusstsein“ (Singer, 2003, S. 43).

Und doch wird von vielen NeurowissenschaftlerInnen letztendlich das Gehirn selbst zu dieser Kontrollinstanz erkoren, indem sie es mit personalen Eigenschaften versehen, als wäre es ein Wesen im Menschen, das Letzteren steuert. Somit wird eine Qualität des Ganzen einem seiner Teile zugesprochen, beziehungsweise wird das Gehirn, wie Thomas Fuchs kritisch bemerkt, „das neue Metasubjekt, der Denker unseres Denkens, der Täter unseres Tuns, ja der Schöpfer unserer Welt“ (Fuchs, 2008, S. 307). Etliche Buchtitel der einschlägigen Fachliteratur – so Fuchs (ebd.) – belegen diese Perspektive, zum Beispiel „Aus Sicht des Gehirns“ (Roth, 2009), „Geist im Netz“ (Spitzer, 2008) oder „Das Gehirn und seine Wirklichkeit“ (Roth, 1996). Das zentrale daraus resultierende Problem liegt auf der Hand: Die/Der NeurowissenschaftlerIn entkommt nicht der Unmöglichkeit der Dritte-Person-Perspektive, denn auch sie/er kann sich nicht von außen beobachten und auch ihre/seine Wahrnehmung wird vom Gehirn konstruiert. – Das Erkenntnisobjekt fällt mit dem Erkenntnissubjekt zusammen! So erscheint ein Portrait des Neurophysiologen Wolf Singer unter dem bezeichnenden Titel: „Sie sind doch Ihr Gehirn – wer sonst?“ (Epping, 2009).

Der freie Wille, die Seele oder das Ich werden zur Illusion erklärt, erzeugt im neuronalen Netzwerk des Gehirns, das als Schöpfer dieser Manifestationen fungiert. „Wir sind Ego-Maschinen, aber wir haben keine Selbste“ (Metzinger, 2010, S. 289), lautet der Schluss des Neurophilosophen Thomas Metzinger, der das Bewusstsein mit einem „Ego-Tunnel“ vergleicht. Er verweist darauf, dass der Mensch durch seine selektive Wahrnehmung nur einen kleinen Teil der (Außen-)Welt in sich aufnimmt und daraus ein Modell der Wirklichkeit formt, das somit „weniger ein Abbild der Wirklichkeit als vielmehr ein Tunnel *durch* die Wirklichkeit“ (ebd., S. 21) ist. Dieser Tunnel ist noch dazu transparent, indem sich die Person in ihrem Erleben nicht dessen bewusst ist, dass es sich lediglich um ein Modell handelt. Die zentrale These des Philosophen beziehungsweise seiner „Selbstmodell-Theorie der Subjektivität“ besagt, dass das bewusste Erleben ein Selbst zu sein, eben durch diese Transparenz in unserem Gehirn erzeugt wird (ebd., S. 22 ff.). Problematisch ist in diesem Zusammenhang, dass wir den Ego-Tunnel der Repräsentationen des Ich und der Welt nicht verlassen können. Metzinger resümiert schließlich:

„Letztlich ist subjektives Erleben ein biologisches Datenformat, also eine hochgradig spezifische Weise, Information über die Welt darzustellen, eine innere Weise des Gegebenseins, und das Ego ist lediglich ein komplexes physikalisches Ereignis – ein Aktivierungsmuster in unserem zentralen Nervensystem. [...] Es scheint, als müssten wir der Tatsache ins Angesicht schauen: Wir sind *selbstlose* Ego-Maschinen“ (ebd., S. 290–291).

Abgesehen davon, dass Metzingers Sichtweise an eine Neuauflage des Konstruktivismus auf neurowissenschaftlichem Nährboden zu sein scheint, hält auch er an dem traditionellen streng mechanistischen Menschenbild der Naturwissenschaften fest. Die damit einhergehende Wertigkeit zeigt sich deutlich: Die physikalisch-biologische Ebene ist in

dieser Betrachtung immer die bedeutsamere, realere, aussagekräftigere, während die mentale Ebene eine Illusion sein muss, weil sie stofflich nicht greifbar ist, weil sie nicht die Gesamtheit der Außenwelt widerspiegeln kann, weil sie empirisch nicht messbar ist etc. Deshalb wird ihr kein reales Sein und nicht der gleiche Wert wie der (hirn-)physiologischen Entität zugebilligt. Diese unterschiedliche Bewertung der beiden Dimensionen wird (nicht nur von Metzinger, sondern von fast allen NeurowissenschaftlerInnen) mit einer großen Selbstverständlichkeit vorausgesetzt. Daran anschließend drängt sich die Frage auf, ob sie wirklich so selbstverständlich ist. Muss das, was sichtbar gemacht werden kann, auch bedeutsamer sein? Sind mentale Vorgänge wirklich dann besser erklärbar, wenn man Bilder von Neuronenaktivierungen im fMRT sehen kann, als mit einer (zugegebenermaßen davon komplett verschiedenen) Herangehensweise humanwissenschaftlicher Untersuchungsmethoden? Die Nicht-Existenz einer Seele wird der Menschheit auf einmal als bewiesen verkauft, weil man ihren Ort in keinen neuronalen Strukturen finden kann?! Dabei hat sich die Sachlage dieser Frage (und auch der Antwort) seit 2000 Jahren nicht verändert: es geht um den Glauben an das „Unsichtbare“, an das, was wir mit unserer Wahrnehmung und unseren Erkenntnissen, Methoden sowie im Materiellen nicht fassen können.

Liest man sich in die Literatur ein, kann man sich bald nicht mehr des Eindrucks erwehren, dass die NeurowissenschaftlerInnen zu einem guten Teil – bei allem Respekt, der ihren Erkenntnissen natürlich gebührt –, einem ausgeprägten Narzissmus erlegen sind. Über allem „thront“ das Gehirn, und darüber wiederum die/der NeurowissenschaftlerIn, die/der es erforscht, um in der Folge dem Menschen die Welt (neu) zu erklären. Gerhard Roth zum Beispiel räumt zwar ein, dass auch die neurobiologischen Erkenntnistheorien „nur“ vom Gehirn erzeugt sind, dass sie seiner Meinung nach aber mehr Wahrheitsgehalt für sich beanspruchen können als philosophische oder religiöse Erklärungsmodelle oder jene von Aberglaube (Roth, 2000, S. 107)! Es erwächst der Verdacht, dass die Neurowissenschaften zur neuen Religion erhoben und die anderen Wissenschaften herabgesetzt oder gar als Aberglaube entlarvt werden sollen. Damit einhergehend wird Einzug in sämtliche Zweige der Humanwissenschaften gehalten, als wollten sich die Neurowissenschaften den Platz als übergeordnete Wissenschaft sichern, ohne die die anderen Disziplinen gar nicht mehr richtig verstanden werden können: „Neuro-Philosophie“, „Neuro-Pädagogik“, „Neuro-Ethik“, „Neuro-Psychotherapie“ usw. (vgl. Fuchs, 2008, S. 308 ff.).

Diesem Höhenflug – das eigene (neuro-)wissenschaftliche Selbstverständnis betreffend – folgt zehn Jahre nach dem „Manifest“ eine harte Kritik aus den eigenen Reihen durch das „Memorandum ‚Reflexive Neurowissenschaft‘“ (Tretter u. a., 2014, Internet). Hier ziehen wiederum andere namhafte NeurowissenschaftlerInnen als jene, die das „Manifest“ verfasst hatten, Bilanz über die 2004 darin getätigten wissenschaftlichen Prophezeiungen, unter anderem, dass „die Enträtselung des Gehirns und damit des Geistigen“ (a.a.O.) bevorstünde. Das Ergebnis fällt ernüchternd aus:

„Eine Annäherung an gesetzte Ziele ist nicht in Sicht. Die Ursachen dafür [...] liegen einerseits an Schwächen im Bereich der *Theorie* der Neurowissenschaft, andererseits an zu wenig durchdachten *naturalistischen Vorannahmen und Konzepten*, die wünschenswerte Brückenschläge zur Psychologie, Philosophie und Kulturwissenschaft nachhaltig erschweren“ (a.a.O.).

Des Weiteren werden Schwierigkeiten einer eindeutigen Zuordnung psychischer Funktionen zu Hirnstrukturen aufgrund des Netzwerkcharakters des Gehirns benannt, damit einhergehend Probleme bei der Unterscheidung zwischen psychischen Funktionen von deren psychologischen Inhalten, welche die Forschung untersucht, was die WissenschaftlerInnen letztlich zu dem Schluss kommen lässt:

„Um Gehirnfunktionen angemessen verstehen zu können, ist daher eine enge und institutionalisierte Zusammenarbeit von *Biologie, Psychologie* und *Systemwissenschaft* erforderlich, und zwar unter essenzieller Beteiligung der *Philosophie* mit ihren Facetten der *Anthropologie, Philosophie des Geistes* und *Wissenschaftstheorie*. Eine bloße *Ergänzung* der (neuro)biologischen Beschreibung durch einige psychologische und geisteswissenschaftliche Randaspekte ginge am Ziel vorbei“ (a.a.O.).

Darüber hinaus wird eingeräumt, dass die Erkenntnis, dass psychische Prozesse auf Gehirnprozessen basieren, alleine keinen wissenschaftlichen Nutzen generiert, da psychische Vorgänge viel mehr als das Gehirn benötigen und sich daher das propagierte „neue Menschenbild“ als zu reduktionistisch erweist, nachdem es dem Menschen in all seinen intellektuellen und kulturellen Leistungen nicht gerecht wird (a.a.O.).

Bei genauerer Betrachtung ist das Gehirn nicht ein physiologisches Steuerungsinstrument, sondern ein sozial und kulturell geformtes Organ, das in einen lebendigen Organismus eingebunden ist, der wiederum in eine Umwelt eingebettet ist. Die Beziehung untereinander ist durch ein ständiges Interagieren geprägt:

„Tatsächlich sind die Neurowissenschaften noch weit davon entfernt, das Gehirn nicht als physikalischen Apparat sondern wirklich als *geistiges Organ* aufzufassen, ein Organ, in dem sich Materie in Bedeutung transformiert und umgekehrt. Das Gehirn ist materialisierter Geist oder vergeistigte, ‚transsubstanzierte‘ Materie – so wie bereits der Organismus nicht nur physikalische, sondern lebendige Materie ist, und so wie das Auge als lebendiges Organ zum Blick wird, der alles erfasst“ (Fuchs, 2008, S. 324).

Im Allgemeinen ist man sich unter den NeurowissenschaftlerInnen darüber einig, dass das Gehirn nicht isoliert ohne Umwelt als geschlossenes System gedacht, und somit ohne den Einfluss der Umwelt auch kein Geist generiert werden kann (z.B. Roth, 1996, S. 289, Singer, 2003, S. 71, Fuchs, 2009, Hüther, 2007). Dennoch herrschen zum Teil große Unterschiede in den Auffassungen vor. Je nach Gewichtung – Umwelt oder Biologie – wird implizit ein völlig anderes Menschenbild gezeichnet.

VertreterInnen ihres Fachs wie Roth und Singer erklären die biologische Ebene zur alles bestimmenden Materie; sie reduzieren alle mentalen Vorgänge auf den physischen Aspekt, auf das Feuern von Neuronen. In dieser Sichtweise scheint das Gehirn (unbewusst) zum bereits erwähnten „Pars pro toto“ zu werden, zum Homunkulus im Men-

schen, zum Konvergenzzentrum, das es gar nicht gibt, wie Singer selbst konstatiert. Singer ist es auch, der in einem Vortrag einräumt, dass die Umwelt fast so mächtig wie die Gene ist (Singer, 2004a, DVD). Damit wird gleichzeitig die Anhängerschaft am biologischen Determinismus deutlich, auch wenn jetzt der Rolle der (sozialen) Erfahrung ein Platz frei gemacht werden muss. Dahingegen kommen beispielsweise NeurobiologInnen wie Hüther oder Bauer, wie auch der Psychiater und Philosoph Fuchs – unter Anerkennung der wichtigen (neurophysiologischen) Funktionen und Leistungen des Gehirns – zu dem Schluss, dass der Kern zum Verständnis des Menschen wie auch zum Verständnis seines Gehirns in den zwischenmenschlichen Beziehungen liegt. Entsprechend seiner Überzeugung wählt Fuchs folgenden Titel für eines seiner Bücher: „Das Gehirn – ein Beziehungsorgan“ (Fuchs, 2009). Hüther nimmt eine ähnliche Haltung ein:

„Forschungsergebnisse der letzten Jahre haben jedoch deutlich gemacht, daß der Bau und die Funktion des menschlichen Gehirns in besonderer Weise für Aufgaben optimiert sind, die wir unter dem Begriff ‚psychosoziale Kompetenz‘ zusammenfassen. Unser Gehirn ist demnach weniger ein Denk- als vielmehr ein *Sozialorgan*“ (Hüther, 2007, S. 18).

Fuchs kritisiert, dass durch die Trennung von physischen und mentalen Prozessen, die im Zuge der (neuro-)wissenschaftlichen Untersuchungen vorgenommen wird, in Wahrheit ein neuer Dualismus entsteht, der den Menschen als eigene Entität nicht anerkennt. Daraus schließt er: „Mentale Prozesse werden nicht als Funktionen eines lebendigen Organismus angesehen. Daher können mentale Prozesse und Gehirnprozesse nur direkt aufeinander bezogen bzw. miteinander ‚kurzgeschlossen‘ werden“ (Fuchs, 2008, S. 356).

Denn selbst wenn der Geist als neue Eigenschaft betrachtet wird, die das Gehirn mit Hilfe seiner biologischen Systemkomponenten hervorbringt, geht man letztendlich von zwei verschiedenen Ontologien aus, die man ins Zentrum der Betrachtung rückt. Fuchs entwirft demgegenüber ein anderes Konzept: Er spricht dem Lebewesen als verkörpertem Subjekt den Status der primären Entität zu, das sowohl unter dem Aspekt seiner geistigen Lebensäußerungen als auch unter dem Aspekt seiner biologischen Zustände verstanden werden kann. In diesem Sinn formuliert er

„[...] die Dualität zweier Aspekte innerhalb der Verkörperung, man könnte sagen, ein ‚Leib-Körper-Problem‘ statt eines Gehirn-Geist-Problems, aber mit einer gemeinsamen Beziehung beider Aspekte auf das Lebewesen oder, im Falle des Menschen, auf die Person. Denn die Person meint immer ein Lebewesen, ein verkörpertes Subjekt. Sie besteht weder in einer reinen Innenwelt, die nur in der 1. Person-Perspektive zugänglich ist, noch in einem komplexen physiologischen System, das sich von außen beobachten lässt. Die Person ist eine Einheit von Innerlichkeit und Äußerlichkeit“ (ebd., S. 357).

Unter dem Leib werden alle bewussten Lebensäußerungen zusammengefasst, in welche immer das Hintergrundempfinden des Leibes einbezogen wird, da kein Bewusstsein ohne Leiberleben möglich ist. In dieser Hinsicht haben die mentalen Vorgänge wie das Wahrnehmen oder Denken, aber auch das Handeln, auch physische Qualität. Allerdings beschränkt sich diese nicht auf neuronale Prozesse, da immer innerkörperliche Zustände

einfließen, die beispielsweise vom autonomen Nervensystem, vom Immunsystem, Herz, Kreislauf, von der Atmung und der Ausdrucksmuskulatur generiert werden (ebd., S. 356 ff.). Fuchs bezieht sich in diesem Zusammenhang auf eine neuere Entwicklung der Kognitionswissenschaften, die so genannte „embodied“ oder „enactive cognition“, zu deren HauptvertreterInnen Francisco Varela (1992) zählt, und die der verkörperten Subjektivität des Lebewesens in seiner Umwelt Rechnung trägt. Parallel dazu beruft sich Fuchs auf neurowissenschaftliche Modelle des Bewusstseins, zu denen Antonio Damasio (1995) Konzept des somatischen Hintergrunderlebens gehört. Auf diese Richtungen und Theorien soll in später folgenden Kapiteln genauer Bezug genommen werden. Es muss jedoch bedacht werden, dass das „Qualia-Problem“, die Frage nach dem Zustandekommen des individuellen subjektiven Empfindens und Erlebens, bislang von den Neurowissenschaften nicht geklärt werden kann (Wittmann, 2014, S. 128). Im Hinblick auf das ständige Wechselspiel zwischen innerer und äußerer Welt kommt Fuchs zu folgendem Schluss: „In diesen Interaktionen wirkt das Gehirn nicht als zentrale Befehlsinstanz, sondern eher als Organ der Vermittlung, der Modulation und der Transformation [...]“ (Fuchs, 2009, S. 363).

Hier bieten sich erste Anknüpfungspunkte zur Individualpsychologie Alfred Adlers an. Denn: Adler definiert Anfang des 20. Jahrhunderts den Menschen bereits als soziales Wesen, das in eine Umwelt eingebettet ist, mit der es in ständigem Austausch steht, und das von der Interaktion mit dieser Umwelt (entwicklungs-)psychologisch – und gleichzeitig biologisch unterfüttert – geprägt wird. Darauf wird in dieser Arbeit ausführlich eingegangen. Es wird unterstrichen, dass bei aller Kritik an den Neurowissenschaften, die sicherlich ihre Berechtigung hat, in dieser Arbeit vor allem ihre Nützlichkeit für andere Wissenschaftsbereiche, im Speziellen für die Psychotherapiewissenschaft – im Sinn einer Interdisziplinarität – geschätzt und anerkannt werden soll. Denn erst das Heranziehen ihrer Erkenntnisse und das Abgleichen mit psychologischem Wissen macht die Befruchtung des hier vertretenen humanwissenschaftlichen Ansatzes durch die Neurowissenschaften möglich. Es ist daher kein Anliegen zu klären, wie viel die Neurowissenschaften in der Psychotherapieforschung „mitreden dürfen“, sondern es soll folgende Haltung eingenommen werden:

„Ein kooperativer, also ‚gemeinschaftsgefühlhafter‘ Dialog der Wissenschaften ist die Alternative, und, wie wir spätestens seit Adler wissen müssten, auch eine sowohl für den Einzelnen als auch für die Gemeinschaft förderliche Herangehensweise [...]“ (Sindelar, 2011a, S. 273).

Zusammenfassend wird zum Menschenbild der Neurowissenschaften angemerkt: Die Entwicklung der neurowissenschaftlichen Forschung ging mit einer Wandlung des Leib-Seele-Problems zu einem Gehirn-Geist-Problem einher, heute oft auf ein „Körper-Bewusstsein-Problem“ reduziert (Wittmann, 2014, S. 121). Diesbezüglich gilt als bewiesen, dass eine Trennung zwischen Körperlichem und Mentalem nicht der menschlichen Realität entspricht. Dabei ist bis heute unklar, wie sich die Kohärenz zwischen Geist und Gehirn genau konstituiert. Auch die NeurowissenschaftlerInnen sind auf Hypothesenbildungen angewiesen. In diesem Kontext gibt es VertreterInnen, welche die

körperliche Ebene beziehungsweise die Hirnprozesse mehr betonen und meinen, dass das Individuum davon determiniert wird. Und es gibt VerfechterInnen, die umgekehrt dem Faktor „Beziehung“ eine erhebliche Wirkung auf die physiologische Dimension zusprechen und somit der psychologischen Ebene die größere Bedeutung zugestehen. Es ist angebracht, darauf hinzuweisen, dass es NeurowissenschaftlerInnen gibt, welche dem so genannten Monismus anhängen und geistige und hirnpysiologische Prozesse als ident ansehen; in diesem Sinn werden psychische Phänomene auf eine materielle Natur reduziert. VertreterInnen des so genannten Aspektdualismus<sup>7</sup> hingegen betrachten mentale und materielle Prozesse als zwei Aspekte des gleichen Geschehens, die in einer steten Wechselwirkung zueinander stehen.<sup>8</sup> Diese Haltung eröffnet die Möglichkeit für emergente Erscheinungen, wobei der Spielraum dafür recht unterschiedlich groß oder eng angelegt wird. Solche Menschenbilder existieren naturgemäß schon seit Jahrhunderten, haben aber durch die Neurowissenschaften eine ganz neue Relevanz erfahren. Auf das Leib-Seele-Problem soll nicht weiter eingegangen werden. Es wurde nur soweit thematisiert, als es – wie deutlich gemacht wurde – für das Verhältnis des Einflusses von Biologie und Psychologie auf die Entwicklung des Menschen eine Rolle spielt. Auf die unterschiedliche Gewichtung dieser beiden Entitäten in den Neurowissenschaften wurde gerade hingewiesen. Im Folgenden soll dargestellt werden, welche Position Adler betreffs der physiologischen und psychologischen Prägung des Menschen einnimmt.

## 2.2 Das Menschenbild Alfred Adlers

Damit wird die Anlage-Umwelt-Problematik zum Thema: Unterliegt die Entwicklung des Lebewesens mehr genetischen oder eher Umwelteinflüssen? Dieser alten und viel diskutierten Frage soll hier nicht tiefgehend nachgegangen werden. Es soll ihr lediglich insofern ein Platz eingeräumt werden, als dass es für diese Arbeit als relevant erachtet wird, wie die Neurowissenschaften als auch Adler dazu stehen. Schließlich sind für die späteren Ausführungen die Menschenbilder der jeweiligen Wissenschaften von Bedeutung – der Neurowissenschaften wie der Psychologie –, da sie den Interpretationen der jeweiligen Forschungsergebnisse zugrunde liegen.<sup>9</sup>

Adlers Position zum Verhältnis zwischen Genetik und Umwelt ist auf den ersten Blick gar nicht einfach auszumachen. Denn: einerseits äußert er sich in seinem Werk an einigen Stellen gegen die zu seiner Zeit aktuelle Vererbungslehre. Und es ist gleichzeitig offensichtlich, wie sehr er der sozialen Prägung – den Beziehungserfahrungen – gegenüber den biologischen Faktoren in der menschlichen Entwicklung den Vorrang gegeben hat:

---

7 Der psychophysische Aspektdualismus geht auf Spinoza und Mach zurück.

8 Dem Thema der Veränderung des Menschenbildes durch die Neurowissenschaften hat sich der Wissenschaftsjournalist Martin Hubert ausführlich gewidmet (Hubert, 2006).

9 Diesbezüglich ist in den folgenden Ausführungen zu berücksichtigen, dass die zitierten NeurowissenschaftlerInnen keinem einheitlichen Menschenbild folgen.

„Die Charakterzüge sind durchaus nicht, wie viele meinen, angeboren, nicht von Natur aus gegeben, sondern einer Leitlinie vergleichbar, die dem Menschen wie eine Schablone anhaftet und ihm gestattet, ohne viel Nachdenken in jeder Situation seine einheitliche Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Sie entsprechen keinen angeborenen Kräften und Substraten, sondern sie sind, wenn auch sehr früh, *erworben*, um eine bestimmte Gangart festhalten zu können“ (Adler, 1927a, S. 135).

Als Charakterzug definiert er „das Hervortreten einer bestimmten Ausdrucksform der Seele“, die daran zu erkennen ist, wie eine Person mit den Lebensaufgaben umgeht (a.a.O.). Daraus lässt sich ableiten, dass für Adler die psychischen Regungen eines Menschen durch seine (frühen) Beziehungserfahrungen bedingt sind.

Andererseits bekräftigt der Begründer der Individualpsychologie:

„Es liegt uns völlig fern, in Abrede zu stellen, daß alle seelischen und körperlichen Funktionen notwendigerweise durch Erbmaterial prädispositioniert sind, doch was wir in aller psychischen Aktivität erkennen, ist der *Gebrauch*, der von diesem Material *gemacht wird*, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen“ (Adler, 1929c, S. 47).

Adler vertrat eine „Positionspsychologie“ und prägte synonym den Begriff „Gebrauchpsychologie“ im Unterschied zur „Dispositionspsychologie“ oder „Besitzpsychologie“, in deren Rahmen die psychische Entwicklung des Menschen allein von seiner Erbanlage – seinem „Besitz“ – hergeleitet wird. Adler hingegen geht es nicht um die genetische (Prä-)Disposition des Individuums, welche er zwar anerkennt, sondern um den „Gebrauch“ dieses „Besitzes“, den er für weit wichtiger hält (vgl. Kausen, 1995, S. 176). Wie ein Mensch seine Anlagen gebraucht, hängt für ihn zum einen maßgeblich von den Beziehungserfahrungen ab, zum anderen schreibt er der „schöpferischen Kraft“ des Menschen eine tragende Rolle zu:

„Jedes Kind kommt mit verschiedenen Möglichkeiten zur Welt. Unser Einspruch gegen die Bedeutung der Hereditätslehre und jeder ‚*Besitzpsychologie*‘ lautet im Sinne einer ‚*Gebrauchpsychologie*‘: Es kommt nicht darauf an, was einer mitbringt, sondern was einer daraus macht. Wer macht es nun? Die Einflüsse der Umgebung? Wer sagt uns, dass gleiche Einflüsse in gleicher Weise erfasst, verarbeitet, verdaut, beantwortet werden? Wir können nicht darauf verzichten, noch eine Kraft anzunehmen, wodurch sich die Unhaltbarkeit der Anschauung derer, die an die Heredität, oder derer, die an das Milieu glauben, noch zu größerer Unsicherheit steigert: *die schöpferische Kraft des Kindes*“ (Adler, 1932i, S. 535).

Die „schöpferische Kraft“ subsumiert nach Adler alle anderen Einflüsse und formiert sich zu der Bewegung der „Leitlinie“ beziehungsweise des „Lebensstils“ und steht somit im Dienst der Überwindung (a.a.O.). Diese Ansicht impliziert einen individuellen Gebrauch der persönlichen Anlagen, bis zu einem gewissen Grad frei von einer genetischen wie auch umweltbezogenen Determiniertheit. Dennoch schürt Adler einen Zweifel, wie groß diese Freiheit wirklich ist (vgl. Kausen, 1995, S. 176). Denn folgt man seinen weiteren Ausführungen zur „schöpferischen Kraft“ beziehungsweise zum Lebensstil allgemein, so zeigt sich deutlich, dass der Mensch in Adlers Konzeption seinen Lebensstil maßgeblich nach seinen Umwelterfahrungen gestaltet (z.B. Adler, 1927a, S. 29). Allerdings bescheinigt er dem Einfluss der Umgebung nur eine „relative“ Wirk-



mächtigkeit, indem er hervorhebt, dass die subjektive (emotional geprägte) Bewertung der (Umwelt-)Erfahrungen des Individuums ausschlaggebend dafür ist, welche Stellung der Mensch sodann im Leben und zur Außenwelt bezieht (vgl. Rogner, 1995a, S. 325). Die subjektive Einschätzung findet sich bei Adler im Begriff der „tendenziösen Ap-  
perzeption“, die in der Folge konstituierend für die (unbewussten) Ziele ist, die sich das Lebewesen zur Sicherung setzt und danach (unbewusst) seinen Lebensstil entwickelt (Adler, 1912a, z.B. S. 58, S. 101 ff.). Es handelt sich demnach um den „Versuch, sich und die Welt so wahrzunehmen, wie es den lebensstiltypischen Sicherungswünschen einer Person entspricht“ (Datler, 1995, S. 37).<sup>10</sup>

In diesem Kontext wird ein weiterer Aspekt deutlich: dass Adler das Individuum nicht nur kausal betrachtet, sondern auch final. Im Zuge der Ausarbeitung seines Lebensstil-Konzepts richtet er sodann sein Hauptaugenmerk auf die genannte Finalität, indem er den Menschen eben aus seinen (unbewussten) Zielen, dem *Wohin* oder *Wozu*, heraus versteht. Im Lauf der Zeit erhebt Adler dieses Denkmodell zur *heuristischen* Methode der Individualpsychologie (Adler, 1927a, S. 74–75). Dieser Gedanke wird später näher erläutert.

Vergleicht man diese Auffassung vom Menschen mit jener der Natur- und Neurowissenschaften, so muss unterstrichen werden, dass Letztere in langer Tradition ein kausal geprägtes Menschenbild vertreten, indem sie das Individuum im Rahmen einer Ursachenlehre mit der Frage nach dem *Woher* und *Warum* zu erklären versuchen. Naturgemäß hat auch dieser Zugang folgenreiche Konsequenzen. Bezogen auf körperliche Krankheiten und psychische Störungen zum Beispiel beschränkt sich diese Anschauung mehr oder weniger auf die Entstehung der Defizite und zieht dem Augenmerk entsprechend die Bevorzugung von Behandlungsansätzen nach sich, die den Defekt im Sinn des damit verbundenen mechanistischen<sup>11</sup> Weltbildes in Form einer „Reparatur“ des betroffenen Teiles oder auf der betroffenen Ebene – auf der physischen oder psychischen – zu beheben trachtet. Dahingegen eröffnet ein finales Denken die Möglichkeit, den Mangel des Menschen durch das Sichtbarmachen seiner Funktion einen Blick auf die Verbindung zu den anderen Teilen im System und somit auf das Ganze zu richten. Es ermöglicht eine ganzheitliche Betrachtungsweise des Lebewesens.

Eine solche Perspektive lassen die Neurowissenschaften im Allgemeinen vermissen, bis auf ganz wenige Ausnahmen. Joachim Bauer beispielsweise stellt neurobiologische Befunde in einen finalen Zusammenhang, indem er die Forschungsergebnisse über die

---

10 Ein Beispiel: Wenn sich jemand minderwertig fühlt, könnte er sein Gegenüber (unbewusst) im Sinn einer Entwertungstendenz als „klein“, „schwach“ und „unfähig“ wahrnehmen, um sich selbst zum Zweck der (seelischen) Sicherung zu erhöhen. Das kann lebensstiltypisch sein.

11 Innerhalb der Naturwissenschaften haben die Neurowissenschaften für sich das mechanistische Weltbild zu einem digitalen umgeformt. Die kausale Herangehensweise bleibt aber die gleiche.

Motivationssysteme in Verbindung mit den (unbewussten) Zielsetzungen des Menschen interpretiert (Bauer, 2006). Seine Überlegungen haben zur Folge, dass er dem Faktor „Beziehung“ in Abgrenzung zu biologischen Faktoren die größere Gewichtung attestiert. Generell wird in den Neurowissenschaften den Umwelterfahrungen im Sinn der neuronalen Plastizität ein Einfluss zugesprochen, oft scheint es aber, – bei genauerer Sichtung der Literatur – dass der Biologie erheblich mehr Wirkung zuerkannt wird. So konstatiert Wolf Singer zum Beispiel, dass die Verschaltungen im Gehirn den Menschen festlegen (Singer, 2004b). In diesem Sinn kann noch einmal hervorgehoben werden, dass auch innerhalb der Natur- und Neurowissenschaften in dem Verhältnis von Genetik/Biologie und Umwelt den jeweiligen Komponenten eine unterschiedliche Gewichtung zugeschrieben wird.

Spannt man den Bogen zurück zu Adler, kann festgehalten werden, dass sich der Individualpsychologe gegen eine biologische Festlegung des Menschen stellt, dass er aber der Genetik insofern Respekt zollt, als er die Basis, die sie dem Individuum bereit stellt, in seiner Lehre würdigt. Das zeigt sich insbesondere daran, indem er immer wieder von den (biologischen) „Bausteinen“ des Menschen spricht, beispielsweise im Kontext mit dem „Gemeinschaftsgefühl“. Er betont, dass er eine angeborene Anlage dazu als gegeben betrachtet, während er die Ausbildung desselben wiederum von den (frühen) Beziehungserfahrungen abhängig sieht (Adler, 1937b, S. 204). In diesem Sinn fasst er die genetische Ausstattung als Potenzial auf, wie in den weiteren Ausführungen genauer dargestellt wird. Hier kann vorweg genommen werden, dass die aktuellen (neuro-)wissenschaftlichen Erkenntnisse dieser Sichtweise Recht geben.